

## Wie wollen wir leben?

Susanne Gaschke

Unbegrenzt flexibel, ständig verfügbar – das Mantra der Globalisierung hat die Deutschen entnervt. Jetzt brauchen wir endlich Zeit zur Entschleunigung.

Aus heutiger Sicht wirkt die bedächtige, schwarzweiße Bundesrepublik der sechziger Jahre wie ein versunkenes Traumland. Unser Alltag spielt in einer bunten, lauten, blinkenden Welt, in der von allen Seiten Eindrücke auf uns niederprasseln: Bilder, Nachrichten, Musik, E-Mails, Werbung, Konzeptpapiere. Alles muss schnell gehen: Politik, Arbeit, Leben. Wir sind ein Volk im Dauerstress.

Ein Teil des Drucks hat objektive Ursachen: Die Globalisierung drängt uns die Probleme anderer Leute auf, ob uns das nun passt oder nicht. Und die weltweite Konkurrenz verschärft für viele Menschen die Arbeitsbedingungen, ohne dass sie sich dagegen wehren können. Doch der deutsche Stress hat auch eine selbst gemachte, eine ideologische Seite: In den vergangenen 15 Jahren haben Propheten der Beschleunigung – Wirtschaftsvertreter, Wissenschaftler, Journalisten, Politiker – alles gepriesen und beschworen, was Menschen normalerweise schwerfällt oder sie mit Widerwillen erfüllt: unbegrenzte Flexibilität, nicht enden wollende Anpassungsbereitschaft, ständige Verfügbarkeit. Es scheint, als habe die ganze Gesellschaft den Modus atemloser Hast verinnerlicht. Als könne man gar nicht mehr anders leben. Als müsse man rennen statt gehen. Als wäre der Wunsch nach »Entschleunigung« esoterischer Blödsinn.

Offenbar bedurfte es erst des politischen Kampfgewichts einer Großen Koalition, in Kombination mit besseren Wirtschaftsdaten und einer entspannteren Lage auf dem Arbeitsmarkt, um jetzt wenigstens einen kurzen Moment des Innehaltens, der Bestandsaufnahme zu ermöglichen: Wie geht es diesem Land eigentlich? Welche Reformen der vergangenen Jahre waren sinnvoll und wirksam, welche bedürfen der Korrektur? Und noch dringlicher: Wie wollen wir eigentlich leben? Wie arbeiten? Getrieben oder gelassen? Zerstreut oder konzentriert? Furchtsam oder mutig?

Für die klassische Sozialpolitik haben CDU und SPD die Antwort in Ansätzen schon gegeben. Die Koalition betreibt keine weitere Kürzungspolitik, sondern einen moderaten Ausbau des Sozialstaats, der sich auf einige Kernprobleme der Gesellschaft konzentriert: die Arbeitslosigkeit Älterer; die zu geringe Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben; die wachsende Zahl der Pflegefälle. In diese Richtung zielen die zwischen Franz Müntefering und Kurt Beck (nicht aber in der Bevölkerung) umstrittene Verlängerung des Arbeitslosengeldes I für langjährige Beitragszahler; das Elterngeld; die Pflegeleistungen für Demenzzranke; der

(noch nicht beschlossene) Pflegeurlaub. Man kann über die Heilsamkeit dieser Instrumente im Einzelnen unterschiedlicher Meinung sein. Zusammen signalisieren sie: Nach Jahren des Drucks folgt jetzt Entspannung. Das war dringend nötig, und die Bevölkerung stimmt diesem Wellness-Programm mit großer Mehrheit zu.

Die wirklich interessante Frage ist aber nun, ob es uns gelingt, diese politische Lockerung auch auf Kultur und Regeln unseres Zusammenlebens und unserer Arbeitswelt zu übertragen. Ob wir Unternehmenskulturen und Arbeitszeitmodelle verändern können; ob wir besinnungslose Medienaufgeregtheiten zurückschrauben und manchmal beim Thema bleiben; ob wir es schaffen, unsere durchgeplanten Privatleben zu beruhigen.

Therapeutisch scheint das geboten. In den Jahren der höchsten Arbeitslosigkeit lebten nicht nur die Arbeitslosen in materieller und seelischer Bedrängnis – auch die meisten, die Arbeit hatten, fürchteten um ihren Job. Die Folge waren eine enorme Zunahme von Stress- und Angststörungen – um mehr als 70 Prozent stieg die Zahl der seelischen Leiden am Arbeitsplatz zwischen 1997 und 2004. Obwohl kaum noch jemand wegen Grippe zu Hause blieb, nahmen die psychisch bedingten Fehlstunden in dieser Zeit um mehr als ein Drittel zu. Herzinfarkt, Depression und Angst sind Volkskrankheiten geworden.

In der Ökonomie der latenten Erpressung – wenn du nicht funktionierst, freuen sich 100 andere auf deine Stelle – bildete sich ein neues Duckmäusertum heraus: bloß nicht auffallen, bloß nicht anecken. Zum Beispiel erklärten Anfang des Jahrtausends die Befragten in einer Untersuchung des Bundesverbandes Deutscher Banken zu über 50 Prozent: Nein, nein, sie bräuchten keine Gehaltserhöhung, sie seien sehr zufrieden mit dem, was sie hätten. Freiwilliger Lohnverzicht der Mitarbeiter mag für Firmen noch von Vorteil sein; aus Angst bescheidene Angestellte sind es nicht. Selbstzerstörerisch wird vorauseilender Gehorsam aber dort, wo niemand es mehr wagt, riskante Vorschläge zu machen oder überhaupt noch für irgendetwas Verantwortung zu übernehmen. Gerade ein Hightech-Land im internationalen Wettbewerb kann mit rückgratlosen Arbeitnehmern nichts anfangen; hilfreich wären Tugenden wie Mut zum Fehler, Widerspruchsgeist und nonkonformistische Kreativität. Davon kann im deutschen Arbeitsalltag überwiegend nicht die Rede sein.

Die Phase der Erpressungsökonomie war zugleich die Zeit eines ungeahnten und immer noch nicht ganz verstandenen technischen Fortschritts: vom ortsfesten Telefon zum Immer-und-überall-Handy; von der Stadtbücherei zum Internet; vom Brief zur E-Mail. Nach dem ersten freudigen Staunen darüber, welche Möglichkeiten diese Technikrevolution eröffnete, wird nun deutlich, dass Arbeitsplatzangst und der Stress der dauernden Erreichbarkeit eine

ungesunde Mischung ergeben: Arbeit entgrenzt sich völlig, schwappt ins Wochenende und in den Urlaub, in die Nächte und ins Familienleben.

Hand in Hand mit der technischen Revolution ging eine ungeheure Arbeitsverdichtung: Sogenannte »einfache« Tätigkeiten, sei es in Sekretariaten, Archiven oder Botendiensten, wurden angeblich überflüssig (und die Leute, die sie verrichtet hatten, entlassen). Doch von diesen Arbeiten bleiben auch bei elektronischer Unterstützung Reste: Der Ingenieur, der seine Powerpoint-Folien selbst fotokopiert, erfindet eben in dieser Zeit kein weltmarktfähiges Produkt; der Redakteur, der seine Zeitungsseite selbst layouten muss, recherchiert keine Geschichte; der Arzt, der seine Abrechnung macht, behandelt so lange keinen Patienten. Sie alle haben nur mehr – Last.

Natürlich ist der Stress in der beschleunigten Gesellschaft nicht allein einer Arbeitgeberverschwörung auf Kosten der Mitarbeiter geschuldet. Eines der großen Wirkungsgeheimnisse der neuen Rapid-Ideologie ist es, dass viele Menschen sich freiwillig auf sie einlassen, um nicht rückständig zu erscheinen: Tempo, Multitasking und Do-it-yourself sind Synonyme für Fortschritt geworden.

Zugleich ist Einsamkeit ein Grundgefühl unserer Tage. Der Kommunikations-Overkill, der Erreichbarkeitswahn greifen zu einer Zeit um sich, da es immer schwieriger scheint, ein stabiles soziales Umfeld aufrechtzuerhalten. Kaum jemand wohnt noch am gleichen Ort wie seine Eltern. Für Freunde, wenn man sie denn findet, hat man zu wenig Zeit. Ehen halten immer schlechter. Beziehungen sind kompliziert wie nie zuvor. Zum Teil helfen die neuen Technologien dabei, in dieser Lage überhaupt noch mit nahen Menschen Kontakt zu halten. Aber sie haben auch kompensatorische Funktion: Zumindest ein Teil der komplett flexibilisierten »Wissensarbeiter« klammert sich zum Trost an Handy und Blackberry – und bezieht Lebenssinn aus dem Umstand, dass wenigstens die Firma etwas von ihnen will. Wie solche Leute am Telefon klingen, wissen wir vom Bahnfahren.

Am Typus des rotierenden Vielbeschäftigten sind denn auch jene Angebote orientiert, die mit äußerem Globalisierungsdruck gar nichts zu tun haben, die Gesellschaft aber dennoch in Richtung Hamsterrad treiben: zum Beispiel die längeren Ladenöffnungszeiten, die sonntags geöffneten Geschäfte und Autowaschanlagen, die 24-Stunden-Callcenter. Den einen versprechen diese Neuerungen mehr Freiheit und weniger »Bevormundung«. Für die, sagen wir, Kassiererin oder Callcenter-Bedienstete bedeuten sie schlicht das Ende gemeinsamer Familienzeit am Wochenende.

Das Ideologische an der Beschleunigungsgesellschaft tritt nicht nur beim Einzelhandel, sondern überdeutlich im Bildungsbereich zutage. Die Rede von der »Wissensgesellschaft«

und vom angeblich rasant »veraltenden« Wissen führt dazu, dass in keinem Fall mehr die Umwelt, sondern immer nur noch das Individuum selbst an seinem Scheitern schuld ist. »Wer ans Ende der sozialen Stufenleiter gerät«, schreibt der österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann in seiner Theorie der Unbildung, »der kann sich nicht mehr auf Eigentumsverhältnisse, Gewalt oder Ausbeutung herausreden: Er hat schlicht zu wenig oder zu lange oder das Falsche gelernt.« Die dabei gern gebrauchte Formel vom »lebenslangen Lernen«, schreibt Liessmann, erinnere ihn an eine »irreversible Verurteilung« – und in der Tat ist sie eine Drohung: Niemals sollen die Menschen sich »fertig« (also: erwachsen) fühlen, nie zur Ruhe kommen.

In einigem Widerspruch zu diesem »lebenslang« steht der Trend, die Schulzeit der Gymnasiasten zu verkürzen und Kinder durch Zehnstudentage zu scheuchen, damit sie – ja, was eigentlich? Nach dem Abitur mit 17 Jahren dem Weltmarkt zur Verfügung stehen? Dahinter steckt die Anbetung einer zweckfreien Beschleunigung – besonders zweckfrei in einer Gesellschaft der steigenden Lebenserwartung. Alles, was Menschen in ihrer Entwicklung brauchen, um intellektuelle Ressourcen zu bilden – Muße, Zeit für Freundschaften, Langeweile –, wird geopfert.

Das mag für den Standort Deutschland um einiges gefährlicher sein als angeblich zu alte Abiturienten. Die diesjährigen Nobelpreisträger für Physik und Chemie, Peter Grünberg und Gerhard Ertl, machten jedenfalls in wesentlich unhektischeren Zeiten ihr Abitur. Und widmeten sich später einer Grundlagenforschung, die genau deshalb wirtschaftlich gut verwertbare Ergebnisse zeitigte, weil sie nicht schnell und gierig auf ebendiese Verwertbarkeit schielte. Wir brauchen also eine neue Mode, ein Leitbild jenseits des Hamsterrads. Wir brauchen einen Arbeitsstil, der sich nicht in der eifrigen Befolgung irgendwelcher gerade angesagten Formen erschöpft, sondern wirklich und wahrhaftig am Ergebnis gemessen wird. Die Gefährdungen und das Mitleidheische der Globalisierung, von Niedriglohnkonkurrenz über CNN-vermitteltes Elend bis zu Völkerwanderungen und Terrorismus, werden als Stress- und Bedrohungsfaktoren bleiben, aber durch Panik, Selbstblockade, Verzettelung und Konzentrationsmangel werden wir ihnen kaum intelligent begegnen können. Und für unsere Stärken – hohe Arbeitsproduktivität durch Rationalisierung, Hochtechnologie, Grundlagenforschung – brauchen wir Gelassenheit und langen Atem.

Die Notwendigkeit eines grundsätzlichen Mentalitätswandels hat die politische Debatte bereits erreicht: »Wer Arbeit hat«, heißt es im Entwurf für ein neues SPD-Grundsatzprogramm, »der sieht seine Lebensqualität häufig durch steigenden Druck, härtere Konkurrenz und die Aufforderung bedroht, immer verfügbar zu sein... Wirklich reich

sind Menschen nur in einer Gesellschaft, die ihnen mehr selbstbestimmte und freie Zeit gibt.«

Auch bei der Union ist viel von work-life-balance die Rede, wobei vor allem Familienministerin Ursula von der Leyen sich in einem Dilemma befindet: Ihre Energie richtete sich in den vergangenen zwei Jahren besonders auf den Ausbau von Kinderbetreuungsangeboten. Das war eine sehr nachholende Revolution, längst überfällig – gleichzeitig aber vereinnahmt sie große Kontingente von bisher frei disponibler Zeit: Zeit der Mütter, Zeit der Kinder. Das kann nur ohne größere Folgen für die Stressbilanz der Gesellschaft bleiben, wenn sich die Maßstäbe der Arbeitswelt massiv in Richtung Familie verschieben. Werden die Frauen nur ebenso unerbittlich in die Produktionsmaschine eingespannt wie die Männer, dann droht ein flächendeckender Familienkollaps.

Es ist bemerkenswert, dass jene glücklichen Länder, die im Gegensatz zu uns in den vergangenen Jahren nicht mit Massenarbeitslosigkeit, sondern mit der prominentesten Folge der Vollbeschäftigung, also mit Fachkräftemangel zu kämpfen hatten, schon längst so denken: Der Wettbewerb um qualifizierte Mitarbeiter wird zum Beispiel in Norwegen nicht allein mit Geld geführt (das auch), sondern vor allem mit Anreizen aus dem Repertoire moderner Arbeitsorganisation. Im Angebot ist jedwede Art von Teilzeittätigkeit, ergebnisorientiertes Arbeiten ohne ständige Anwesenheitspflicht im Büro, eine familienfreundliche Meeting-Kultur.

Unsere Chancen auf eine ähnliche Entwicklung stehen, trotz aller Globalisierung, gar nicht so schlecht, und das liegt am demografischen Wandel: In 20 Jahren gehen bei uns fast doppelt so viele 60- bis 65-Jährige in Rente, wie 20- bis 25-Jährige ins Arbeitsleben eintreten. Schon heute suchen viele Unternehmen händeringend nach Fachleuten; dass auch die Rente mit 67 nur eine Etappe auf dem Weg zu einem längeren Arbeitsleben sein kann, ist unter diesen Bedingungen nicht wirklich eine Überraschung. Es muss aber auch keine Katastrophe sein: jedenfalls dann nicht, wenn wir endlich darüber ins Gespräch kommen, an welchen Maßstäben, Vorbildern und Moden sich dieses längere Arbeitsleben ausrichten soll.

Die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel fordert in ihrem Buch Vom Glück der Unerreichbarkeit eine »Informations- und Kommunikationsökologie«, die es uns ermöglicht, im Zeitalter der Überinformation trotzdem dann und wann einen klaren Gedanken zu fassen. Meckel empfiehlt: einfach manchmal abschalten, unerreichbar sein, um sich konzentrieren zu können.

Man kann mühelos noch weiter gehen: Wir brauchen eine Zeitökologie, die die soziale Umwelt schützt; kein Recht auf Faulheit, aber ein Recht auf Bedenkzeit. Naive Sozialromantik? Darin wäre eine Bewegung für Langsamkeit nicht unverwandt den einst frisch gegründeten Grünen, die sich ja nicht auf Atomausstieg und Nachrüstung beschränkten, sondern einen sozialen und umweltfreundlichen Lebensstil repräsentierten. Heute gehören viele »alternative« Ex-Spinnereien zum Mainstream einer ökologisch verantwortlichen Bürgerlichkeit. Warum sollte das mit einem ähnlich existenziellen Thema nicht noch einmal gelingen können, wenn die Zeit reif ist?